

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 133.

Dienstag, 17. Mai

1932.



18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Luz nickte in zurückgewonnener Sicherheit. Werner Hartner setzte sich wieder hinter den Schreibtisch.

„Nimm Platz, Luz!“ zwang er sich zu sprechen.

Hermann Fahrensoll bot Zigarren an, um das bedrohlich herandrängende Schweigen aufzuhalten.

Das Gesicht des Vaters war wieder kühl und ruhig geworden.

Unglaublich! dachte Fahrensoll. Da sitzen sie sich nun gegenüber, nicht als wären sie zehn Jahre lang getrennt, sondern als wären sie ständig beisammen gewesen und Luz wäre nur einmal schnell auf sein Zimmer gegangen und jetzt wiedergekommen. Ich bin überzeugt, wenn einer den Anlauf nähme, das Eis vom eigenen Herzen und von dem des anderen zu sprengen, in zwei Augenblicken wäre die schönste Eintracht hergestellt. Aber keiner will.

„Glückwunsch zur Karriere! Kommst in geschäftlicher Angelegenheit?“ fragte der Vater mit einem Blick durch den Rauch der Zigarren.

„Ich komme auch als Sohn, Vater!“ rief Luz sich unter dem leisen, unausgesprochenen Entgegenkommen zusammen. „Es wäre mir lieb, wenn wir in Zukunft uns nicht mehr so fremd gegenüberstünden wie bisher!“

„Mir auch, Luz!“ Werner Hartners Stimme klang beherrscht, von absolutem Willen dirigiert. „Du willst aber Flugzeugingenieur bleiben?“

„Allerdings, Vater!“

„Und was soll aus den Hartner-Werken werden?“

Luz schwieg; die Antwort, die er sich unzählige Male zurecht gelegt hatte, erschien ihm plötzlich banal und unangebracht.

„Ich würde vorschlagen, eine Aktiengesellschaft zu gründen, die Mehrheit aber in der Hand zu behalten, bis wieder ein Hartner kommen wird, der sich der Werke voll und ganz annimmt!“ sagte er endlich doch, da er, wie früher, keinen besseren Einfall gewinnen konnte.

Entsetzt hatte Hermann Fahrensoll den ersten Teil des Vorschlages mit angehört.

Um Himmels willen! Die Idee mit der Gesellschaft ist für Vater Hartner das gleiche, was für den Stier ein rotes Tuch ist!

Die letzten Worte Luzens ließen jedoch kurz danach eine Idee in ihm lebendig werden, der er eilig nachgab, um Werner Hartner keine Gelegenheit zu seiner wahrscheinlich scharfen Ablehnung zu geben.

„Herrschaften! Mir kommt da ein Gedanke!“

„Moment mal, Onkel Werner! Du bist sechsundfünfzig und du, Luz, bist achtundzwanzig! Genau die Hälfte!“

Wie ist das, Luz mit einem Stammhalter? Er wäre jetzt fällig!“

Luz erblähte.

„Ich bin nicht verheiratet!“ erwiderte er gepreßt.

„Aber das kommt wohl schon noch!“ fuhr Fahrensoll sogleich unbekümmert um seine Befangenheit, in mitreißendem Feuer fort, um Werner Hartner auch jetzt noch nicht zu Wort kommen zu lassen. „Das kommt sicher noch, und nun hört meine Idee!“

Du, Onkel Werner, bist erst sechsundfünfzig Jahre alt und wirst während der nächsten fünfundzwanzig Jahre wahrscheinlich nicht die geringste Lust haben, die Leitung deines Konzerns abzugeben! Und du, Luz, wirst eben deiner Frau, wenn du heiratest, die Bedingung stellen müssen, daß sie dir mindestens zwei Söhne schenkt, den einen für den Großpapa, den andern für dich selbst! Bis der Großpapa das Regiment abgeben wird, ist der Onkel erwachsen und eingeführt! Was fehlen wird infolge mangelnder Erfahrung, wird von der Weisheit des Vaters ergänzt werden!

Also, Luz, heiraten! Heiraten! Schnell heiraten!“

Luz lächelte belustigt; auch Werner Hartner konnte sich einer ähnlichen Gemütsverfassung nicht erwehren.

„Wenn seine Frau aber nur Töchter haben wird?“ fragte er dennoch ernst zurück.

Fahrensoll ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Dagegen spricht jede Erfahrung, Onkel Werner! Es wäre seit Generationen wahrhaftig das erste Mal, daß nur Mädels kommen würden!“

Werner Hartner schüttelte den Kopf.

„Zu unsicher!“ erwiderte er ablehnend. „Nicht zu übersehen! Zu, zu, spekulativ!“

Fahrensoll baute sich breit vor seinem Schreibtisch auf.

„Nun gestatte aber einmal, Onkel Werner! Was wahr und vernünftig ist, muß wahr und vernünftig bleiben!“

Nimm mal an, du würdest selbst wieder heiraten! Abgesehen vom persönlichen Risiko, das du dann eingehen mußt, weißt du noch lange nicht, ob du Kinder haben wirst und ob Jüngens unter ihnen sein werden! Nix für ungut, und nicht böse werden, aber meine persönliche und in diesem Falle sicher gar nicht so unmaßgebliche Ansicht ist die, daß Luz mehr Aussichten hat, Söhne zu bekommen als du!“

Auch Werner Hartner konnte seine Belustigung nicht mehr verbergen.

„Du redest wie ein Advokat, Hermann, antwortete er.“

So mit Vater umgehen zu können, das muß ich noch lernen! dachte Luz Hartner.

„Also abgemacht?!“ Drängte Fahrensoll. „Abgemacht, beschlossen und unter meiner Zeugnenschaft verkündet: Das ist die Basis, auf der ihr euch wieder vertragen werdet!“

Luz Hartner hatte sich unwillkürlich erhoben; auch der Vater schob den Sessel zurück und kam hinter dem Schreibtisch hervor.

„Ich bin einverstanden!“ sagte er nachdenklich. „Aber mit dem Vorbehalt, daß diese Abmachung erst bei der Taufe des ersten Jungen in Kraft tritt!“

Luz Hartners Gesicht färbte sich mit jähem Röte, aber er zwang die Erregung zurück.

„Ach, aber wozu nur die Vorbehalte, Onkel Werner?!“ versuchte Fahrensoll noch einen Angriff, doch gegenüber dem jetzt wieder undurchdringlich gewordenen Antlitz des Älteren kam ihm die Erkenntnis, daß er eine Festung war, die man beim ersten Angriff nicht stürmen konnte.

Er nickte in widerwilliger Zustimmung und reichte Luz die Hand.

„Also, mein Junge! Wenn du Paten brauchst, dann schicke mir ein Telegramm! Falls ich mich jedoch zur gegebenen Zeit in einer anderen Gegend dieser Erde aufhalten sollte, so erteile ich dir hiermit Vollmacht, mich auch in meiner Anwesenheit zum Paten zu bestellen, so oft du willst!“

Luz lächelte wieder.

Beneidenswerter Mensch! Was gäbe ich für diese Elastizität und Sicherheit ohne Zwang und Hemmungen!

26.

Sofort nach dem Start hatte Fürst Trufanoff befohlen:

„Die ehemaligen Flieger und Ingenieure in den Steuerraum, damit sie sich in möglichster Schnelligkeit mit der Steuerung des „Karus XI“ vertraut machen, für den Fall, daß Fräulein Doktor Rhombberg und Doktor Cleff aus irgendeinem Grunde an der Leitung verhindert sein sollten! Die ehemaligen Seeoffiziere in den Führerstand, um gegebenenfalls Navigationsoffizier Meinhardt ersetzen zu können!“

Seine Anordnungen erfolgten in sicherem Zielbewußtsein.

Nach Überwindung der ersten Empörung hatte Lanna sich eine Weile mit seiner Person beschäftigt. Daß er kein Abenteuerer war, erkannte sie sofort. Auch konnte sie sich wiederholt davon überzeugen, daß seine Bildung und Gewandtheit sich mit angenehm empfundenem strengem Gerechtigkeitsfönn paarten.

„Wollen Sie mich nicht wenigstens in großen Zügen über den Sinn dieser Vorgänge unterrichten?“ wandte sie sich an ihn. „Ihre Leute nennen Sie „Durchlaucht“; folglich sind Sie Fürst. Da es im bolschewistischen Rußland keine Fürsten mehr gibt, sind Sie also Emigrant?! Soviel Sprachkenntnisse besitze ich, um hier und da den Worten Ihrer Untergebenen folgen zu können!“

Fürst Trufanoff verbeugte sich ritterlich.

„Meine Gnädigste! Sie nötigen mir immer mehr Bewunderung ab! Folgen Sie weiter! Ich darf Rußland nicht betreten, da ich mich sonst der Gefahr aussetzen würde, gehenkt oder ähnlich liebevoll behandelt zu werden. Ich muß aber notwendig nach Rußland, sogar nach Sibirien hinein, um wertvolles Gut, das ich vor Jahren dort zurücklassen mußte, herauszuschaffen! Da „Karus XI“ mir niemals freiwillig zur Verfügung gestellt worden wäre, so mußte ich ihn mir eben auf einige Wochen „leihen!“ Das ist doch durchaus verständlich und begreiflich; wie ich ebenfalls hoffe, daß Sie verstehen werden, mein gnädiges Fräulein, daß ich mit dem Flugschiff ohne Führer nichts hätte anfangen können!“

„Haben Sie aber auch bedacht, Durchlaucht, mit welcher Unbedenklichkeit, sogar das Wort Rücksichtslosigkeit wäre angebracht, Sie in das Leben von Duzenden von Menschen eingegriffen haben?! Stellen Sie sich die Lage meines Vaters, die Lage der Angehörigen der Mannschaften vor! Denken Sie an die Erregung in der Öffentlichkeit!“ Lannas Haltung wurde von Wort zu Wort ernster. „Haben Sie auch daran gedacht, Durchlaucht, daß diese Entführung des „Karus XI“ die Rhombberg-

werke an den Rand des Zusammenbruches bringen, vielleicht ruinieren wird?! Mein Vater hat sein und mein Vermögen in den Bau dieses Flugschiffes gesteckt, nach unzähligen und jahrelangen unfruchtbaren, aber sehr kostspieligen Versuchen! Hunderte von Arbeitern und Angestellten werden brotlos auf der Straße stehen, wenn die Werke infolge des Nichteingehens des Kaufpreises des „Karus XI“ stillgelegt werden müssen!“

Fürst Trufanoff blickte ernst durch die Fenster des Führerraums auf den wogenden Ozean hinab. Er kämpfte mit Erschütterung und Erregung.

„Haben Sie das alles bedacht, Durchlaucht?!“

Der Fürst erwiderte ihren Blick, doch Lanna erkannte, daß es ihm schwer wurde, standzuhalten.

„Ich durfte nicht daran denken, Fräulein Rhombberg! Andere Notwendigkeiten verboten es mir!“

„Sie spielen va banque, Fürst! Fühlen Sie nicht, daß Ihr Unternehmen den Fluch des Mißlingens in sich trägt?!“ —

Für Augenblicke verdüsterte sich das Antlitz des Fürsten zur Ablehnung.

Entschieden aufbegehrend schüttelte er nach einer Weile den Kopf.

„Sie sehen zu schwarz, Fräulein Rhombberg! Es ist begreiflich, daß Sie es tun nach den so plötzlich über Sie hereingebrochenen außergewöhnlichen Ereignissen.“

Mein Unternehmen wird gelingen, Fräulein Rhombberg, weil ich will, daß es gelingt; weil es gelingen muß!“ —

Lanna schüttelte ernst den Kopf.

„Wir werden sehen, Durchlaucht! Ich möchte fast hoffen und wünschen, daß es gelingt; daß es möglichst rasch gelingen möge, um dieses sonderbare Erlebnis in naher Zeit als überwunden betrachten zu können! Ich fürchte fast, der Wunsch, Ihre Gedanken und Pläne verwirklicht zu sehen, hat Sie sich zuweit von der Realität der Welt und ihrem Geschehen entfernen lassen, Durchlaucht!“

Fürst Trufanoff zuckte schweigend die Achseln.

„Wollen Sie nicht wenigstens an die Verst funken lassen, daß man sich um unser persönliches Wohlergehen und die seinerzeitige Rückerstattung des „Karus XI“ nicht zu sorgen brauche, Durchlaucht?“

Der Fürst antwortete mit zögerndem, fast besangenenem Blick: dann schüttelte er jedoch im Bedauern den Kopf.

„Ich darf es nicht, Fräulein Doktor Rhombberg! Ich darf es wirklich nicht! Man könnte unseren Standort anpeilen und uns Kriegsschiffe und Jagdflugzeuge auf den Hals hegen. Ich muß alles vermeiden, was das Gelingen meines Planes beeinträchtigen könnte!“

In der Nähe der Insel Rockall, nordwestlich der Großbritannischen Inseln, übernahm Lanna Rhombberg die Steuerung des „Karus XI.“ Sie hatte sich zuerst weigern wollen, hatte sich aber dann selbst überwunden, in der Überlegung, daß Doktor Cleff dem physischen Zusammenbruch nahe war und Steuerungsversuche der russischen Flieger und Ingenieure sämtliche Inzassen und das Flugschiff selbst mit dem Untergang bedrohen könnten.

Auf Wunsch des Fürsten überslog sie die Schiffsfahrtsstraße zwischen Island und den Färöerinseln wie die früher gekreuzten Schiffsfahrtsstraßen in großer Höhe, damit das Flugschiff nicht erkannt werden konnte.

Über dem europäischen Nordmeer erhöhte sich die Windstärke. Navigationsoffizier Meinhardt befürchtete Sturm. Er wechselte mit Lanna besorgte Blicke. Lanna wußte, daß auch er ans Höhensteuer dachte, daß auch er befürchtete, es könne nach der langen Dauer der ununterbrochenen Beanspruchung und unter dem Druck des starken Windes ausfallen, könne versagen.

Nebeneinander blickten sie nach dem Meere hinab. Trotz der bedeutenden Höhe war unzweifelhaft zu erkennen, daß bei diesem Wellengang an ein Wassernicht zu denken war.

„Was wird, wenn —?!“ fragte sie leise.

Meinhardts Antlitz war blaß geworden vor Sorge. Er nied Lannas Blick und starrte achselzuckend und ratlos auf die unendliche Wasserwüste hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Im Auto durch glühende Steppen.

Von Mag-Georg v. Koller.

Nur zehn Grad vom Äquator entfernt, in einer der heißesten Gegenden der Welt, liegt die venezolanische Stadt Maracaibo. Durch deutsche Großkaufmannshäuser mit Hamburg eng verbunden, gleicht sie im Stadt- und Hafenbild einer Hansestadt. Den gewaltigen Aufschwung der letzten Jahrzehnte verdankt Maracaibo seiner Küstenlage inmitten eines ungemein ertragreichen Ölgebietes. Die Stadt selbst ist modernisiert, aber umgeben von einem unendlichen Gürtel unwegsamer Steppen und Urwälder. Es ist schwer zu beschreiben, mit welcher Mühsal die großen Ölförderer ihre Conceptionen diesem unwirtlichen Lande abringen müssen. Was es heißt, hunderte von Kilometer entfernt der Stadt, im Urwald, Sumpf und Steppe, in Tropenluft und Regenzeit Ölfelder zu erschließen, hunderte von Bohrtürmen zu setzen, Industriebauten und Wohnsiedlungen bei den Camps zu errichten, kann nur der annähernd ermessen, der jetzt mit uns in einem kleinen Fordweissiger hinausfährt durch die Steppe zu solch einem Camp.

Glühend heiß brennt die Sonne nieder. Der kleine Wagen tanzt und faucht. Roter Staub wirbelt auf und steht in der Luft, so daß schon nach kurzer Zeit Wagen, Gesicht und Kleidung mit einer dicken Schicht sich bedecken. Willkürlich zieht sich die tief ausgefahrene Spur durch die Gegend. Oftmals furchen die Räder so tief, daß das Chassis den Staub pflügt. Aber der kleine Ford hält durch. Im kleinsten Gang muß er laufen, meilenweit, um nicht stecken zu bleiben. Das Kühlwasser kocht, und Dampf mischt sich mit Staub. In tiefe Löcher schlagen die Räder hinein, dann fliegt der leichte Wagen wieder zur Seite, daß der Fahrer kaum das Steuer halten kann. Er hält aber ständig ein Tempo, von 30 bis 40 Kilometer. Das muß er, weil wir nicht stecken bleiben dürfen, denn das hieße warten, bis zufällig jemand desselben Weges käme, zu helfen. Und das könnte sehr lange dauern. Wir haben auf der ganzen Strecke kein menschliches Wesen angetroffen. Bisweilen hört die Spur ganz auf. Dann rast der Wagen über die feste Grasnarbe. Braun und dürr, durch die erbarmungslos sengende Sonne, bis auf den Boden heruntergebrannt, liegt die weite Steppe. Einzeln stehen niedrige Bäume mit breiten Kronen, unter denen ungezählte verhungerte Rudel wilder Ziegen schuk- und nahrungssuchend sich zusammendrängen. Schen jagen sie davon, wenn das Auto sich nähert. Niemand kümmert sich hier um ihr kärgliches Dasein. Tausend und aber-tausend dieser Ziegen sind fast das einzige Getier dieser Steppe, die sich „Savana“ nennt. Hungrig nagen sie an stacheligen Kakteenstauden, und in der stimmernden und gleichenden Luft schwebt darüber mit ausgebreiteten Schwingen der Masgeier, der Gesundheitspolizist der heißen Zonen. — Stunden schon sind vergangen. Der Körper ist gefoltert, und die Zunge klebt am staubig-trockenen Gaumen. Ein Königreich für einen Krug kühlen Bieres! Er wäre nicht zu teuer erkauft!

Da schimmern in der Ferne menschliche Behausungen. Es ist die Siedlung einer Conception. . . Welch veränderte Umgebung auf einmal. Die gepflasterte Autostraße führt zwischen schönen Gebäuden hindurch, welche dem Betrieb, den Büros und den Wohnungen der Beamten dienen. Hübsche Gärten, Blumen und Sportplätze, Hängematten unter schattigen Bäumen und fröhlich spielende Kinder. Hier atmet wieder das Leben, das eben noch fast erloschen schien unter der glühenden Sonne in der „Savana.“

An der Straße hinaus zum Camp, wo 60 schlante Bohrtürme sich starr emporreden, zieht uns ein kleiner „store“ an. Eine hölzerne Verkaufsbude, benagelt mit den bunten Plakaten weltbekannter Firmen. Da kann man alles haben, Getränke, Schokolade, Konserven, Belleidung, Zigaretten und Werkzeuge. Hier macht der kleine Ford seine erste Rast. Er muß sich verschnauften. Der Kühler ist leer, das Wasser verdampft, die Reifen sind heiß. Der Kühler muß neue Labung haben und wir auch. Schmutzige Negerjungen schleppen Wasser herbei. Hierbei erhalten sie als Lohn Zigaretten, die sie gierig rauchen. Sie sind zwischen 6 und 10 Jahren alt. Wir treten in die Bude und fordern Bier. Es gibt wirklich welches! Unser heißer Wunsch soll hier Erfüllung werden. Aber — es gibt doch kein ungetrübtes Glück auf Erden. Wir legen die Flaschen an den Mund und — spucken gemeinsam das köstliche Naß auf den Boden. Dieses Bier war kein Bier, sondern Bieruppe! Alt, warm und sauer, brrrr! So mußten wir verzichten, sahen uns an, zählten und gingen.

Dann rattert der kleine Ford mit uns wieder davon, nachdem wir noch das neu errichtete Camp besichtigt hatten. Zurück geht es denselben Weg. Hinter uns liegt das Leben, um uns herum die kahle weite Einsamkeit. Wieder erdulden wir die Folterungen des Weges. Augen und Zähne leuchten

aus den gebräunten und staubbedeckten Gesichtern. Die Fahrt wird zur Qual. Der Fahrer muß viel Energie und Geschicklichkeit aufbringen, daß hüpfende und schleudernde Gefährt durch den tiefen Staub und die Spuren, um Löcher und Hindernisse herumzulenkten. Wer hier nicht ortskundig, würde sein Ziel unweigerlich verfehlen, so verzweigt gehen die Spuren. Und wieder kreuzt kein menschliches Wesen unseren Weg. Nur flüchtigem Bild gleich, springen die Ziegenhaufen davon. Ein herrlicher Kardinalvogel schwingt sich empor und läßt sich auf einem Baume nieder. Grell leuchtet sein orangefarbenes Gefieder aus der dunklen Krone.

Ein kurzes Stück Weg noch, und wir sind wieder in Maracaibo. Eben zuvor noch bewegt sich schwerfällig ein Lastzug ratternd und humpelnd uns entgegen. Schwere Motor-Raupenschlepper sind, welche große Kessel nach einem über 100 Kilometer entfernten Camp befördern sollen. Tagereisen benötigt dieser Transport, der in den Händen einer deutschen Firma liegt und von Negermonteuren begleitet wird. Hier erkennt man, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, um da draußen, fern von jeder Kultur, bei solchen Begeverhältnissen und Entfernungen, mitten in Urwald und Steppe, Industrien entstehen zu lassen. Und die Schwierigkeiten werden überwunden, dank der eisernen Energie der dort Schaffenden, Hand in Hand mit Wissenschaft und Technik.

Seppel Traxlmayer.

Von Wilhelmine Vallinester.

„Nix für unguat!“ Der Seppel Traxlmayer läßt das Häkel vor der wichtigen Großbäuerin, die, wie aus hartem Fett gemischt, dasitzt; dann geht er zur Tür hinaus. Nun hat er es ihr gesagt, nun weiß sie es: ihre Tochter soll keinem Sohn nicht nachschauen. Daß ein so reiches Mädel ihm Augen macht, verdreht so einem jungen Mann, der nichts hat, den Kopf und macht ihn am Ende hoffärtig, so daß er das einfache Mädel, das ihm zu gedacht ist, nicht heiraten will.

Paff sitzt die Großbäuerin und schaut ihm nach. Steht auf und faucht. Dann packt sie mit breiter brauner Hand irgendeinen irdenen Krug, der gerade greifbar ist, und schmettert ihn gegen die Tür, durch die der Traxlmayer eben gegangen ist. Beim Scherbengetöse wird ihr leichter. So ein Niemand, so eine arme Kleinbauernhant kommt daher und hält ihr vor, sie solle ihrer Tochter verbieten seinen Buam anzuschauen! Ist schon wer, sein Buam! Hat nichts als ein hübsches Gesicht und wahrscheinlich einen guten Wuchs (genau weiß sie es nicht, wer schaut sich denn alle Dorfbuam an!)

„D' Kathi soll auf der Stell' einstimma!“ herrscht sie durchs Fenster einen Knecht an, der gerade über den Hof geht. Der stapft aufs Feld hinaus, holt das Mädel.

Die Kathi tritt in die Stube, blond, hübsch, rund.

Zuerst mal kriegt sie zwei Watschen und erst hernach die Erläuterung, wofür sie ihr verabreicht wurden.

Laut heulend steht die Kathi und schwört schluchzend Stein und Wein, dem Traxlmayer seinem Buam hätte sie nie Augen geworfen, sie könne doch Reiche genug haben und die Watschen seien unverdient. Wie sie heult! Bissel weicher wird da der Großbäuerin ums Mutterherz.

„No, no!“ sagt sie beschwichtigend. „A paar Watsch'n mach'n nig! Geh wieda arbeit'n!“

Gestig schluchzend, wie vom Bod gestochen, geht die Kathi. Ihr Gewissen ist ganz rein, das heißt, sie hat dem Balder vom Traxlmayer auch nicht häufiger Augen geworfen als allen anderen Burichen. Im, ja, sie wirft ein bißchen reichlich Augerln, die Kathi.

Der Großbäuerin läßt die Beschämung, die ihr der Kleinbauer Traxlmayer antat, keine Ruhe. So ein Großtuer, spielt sich da auf! Ist ihm kein Schinderl etwa zu gut für die reiche Großbauernmochter? Oh, es wurmt sie sehr, oft im Tag bleibt sie stehen und murrelt vor sich hin: „A Schand is und a Schandäl, daß er dös g'waagt hat!“

Sie läßt sich den Wunderer Toni kommen, um Erkundigungen einzuziehen. Der Wunderer ist einer, der jeden im Dorf und in allen Nachbargemeinden kennt, ein Schlauer, der wie ein Wurm überall hinkriecht und für Geld schweigt wie das Grab.

„Was für a Mensch is nacher der Traxlmayer Balder?“ will sie wissen.

„A Buam wie alle Buam. Nix bräver und nit schlimmer als alle. Schlechtes hat ma noch nia nit von ihm g'hört.“

„Hat er aan Schatz?“

„Davon is nix bekannt.“

„Bischt sicher, daß er nit trinkt?“

„Da bin i sicher.“

Die Großbäuerin sitzt und gräbelt.

„Wächst no woas?“ fragt der Wunderer.

Sie winkt mit der Hand ab. „Nix.“

Er steht noch und wartet, schaut sich in der behabigen Stube um. Sie steht, durch seine Gegenwart gestört, aus ihren Gedanken auf. „Ja, daß du schweigst, daß will ich!“
„Mit fünf Schilling launst mir's Maul zupud'n!“ sagt er unverfroren.

Sie zählt ihm vier Schillinge auf den Tisch. „Is gnuu“, sagt sie mit großer Bestimmtheit. Er streicht das Geld ein, duckt sich, geht.

Der Kathi ist die Sache mit dem Traglmayer Balder nicht aus dem Kopf gegangen. Was fällt denn der Mutter ein, ihr ausgerechnet wegen dem zwei Watschen zu geben? Am nächsten Sonntag schaut sie sich den, um dessentwillen sie Watschen bekam, genauer an. Und sie bedauert sich sehr, da sie sicher das einzige Mädel ist, das wegen eines Buam, mit dem sie sich noch nicht mal gebuffelt hat, daheim Watschen kriegt. Sie schaut und schaut. War so arg war's nicht, vom Traglmayer Balder ein Bussel oder gleich mehrere zu bekommen ... Man könnte dafür sogar noch ein paar mächtige Watschen in Kauf nehmen. Sie leckt sich die Lippen. Gerade schaut der Balder zu ihr her. Sie wird puterrot. Da schaut er noch mehr.

Und wie das so geht: zwei Tage später treffen sie sich an einer sehr versteckten Stelle zum erstenmal. Zum Busseln kommt es noch nicht, aber ihre Hand tätschelt er fortwährend.

Der Großbäuerin will es mitten in all der Arbeit, die sie als tüchtige und höchst energiegeladene Wittefrau auf dem großen Hofe allein leitet, nicht aus dem Sinn, daß der Kleinbauer Traglmayer sich das Liebängeln ihrer Tochter mit seinem Sohn verbeten hat. Könnte sich alle zehn Finger ablegen und die Beiden dazu, wenn er so eine reiche und schöne Schwiegertochter bekäme! Große Lust steigt in ihr auf, es dem alten Wichtigtuer zu zeigen, daß sie, wenn sie nur wollte, eine Verbindung der Kinder erzwingen könnte. Freilich bleibt zu bedenken, ob die Dorn den Balder mag. Na, sie wird ihn mögen. Ein bißel stark schaut das Mädel ja schon immer auf die Buam; es wäre so wie so gut, sie früh zu verheiraten. Und viele Großbauernsöhne stehen nicht zur Auswahl. Der Ruch ist fräulich, der Bias ist verlobt, der Anton ist verheiratet, der Karl ist der dritte Sohn und wird wenig bekommen.

Ein paar Wochen vergehen. Unterdessen wird in versteckten Winkeln, wo die Kathi und der Balder sich treffen, schon fleißig gebuffelt.

Eines Tages sagt die Großbäuerin zur Kathi: „Ich will, daß du heiratst! Woast du aan, den du magst?“
„Na — i kenn koan“, lügt das Mädel voller Angst.

„Aba i kenn aan!“ sagt die Mutter. „Den Traglmayer sein Buam! Den hab' i bir ausgesucht. Hab' mi erkundigt, er is brav. Brauchst ihn nächsten Sonntag nur anschau'n, dann machst sich do G'sicht von selbst.“ Innerlich strahlt die Großbäuerin. So, Seppel Traglmayer, jetzt werd' ich dir zeig'n, daß dein Sohn zu hab'n ist für eine Großbauernsüchter!

Die Kathi steht in krampfiger Angst, die Mutter könnte alles entdeckt haben und rede jetzt nur so, damit sich die Kathi verrate. „I woas nit, ob i den werd' mög'n“, klappt sie.

Die Mutter stemmt beide Hände in die mächtigen Hüften: „Dös wirtscht scho!“

Am nächsten Sonntag kommt die Kathi so strahlend heim, daß sie es gar nicht verbergen kann.

„No?“ empfängt sie die Mutter.

„I mag“, sagt die Kathi verschämt.

Noch in derselben Woche ist Verlobung auf dem Großbauernhof.

Die Großbäuerin thront oben am Tisch und schaut sich das häßliche Mandl Traglmayer von Zeit zu Zeit triumphierend an. Der sitzt bescheiden auf seinem Stuhl, schmaucht sein Pfeifchen und ist stillvergügt. War also doch ein guter Weg damals, zur Bäuerin zu gehen und ihr zu sagen, man wolle nicht, daß ihr Mädel mit dem Balder liebäugle. Denn daß sein Balder dieses reiche und hübsche Mädel — das ihm der Vater still-schlau schon lange ansehehen hatte — auf geradem Wege nie hätte bekommen können und daß die Großbäuerin, dieses reiche Justamentweib, nur auf Umwegen dafür zu haben sein würde, das hat er immer gewußt und es deshalb fein eingefädelt, der Seppel Traglmayer.

Else rächt sich mit Pfeilgift.

Der Aufseher der tropischen Abteilung des Palmenhauses im Wiener Schönbrunnerpark beobachtete seit einigen Tagen eine junge, auffallend hübsche Blondine, die mit ungewöhnlichem Interesse die Zimmbäumchen, Kalaosträucher und Orchideen studierte und dann stets auf einer Bank Platz nahm, um sich scheinbar in ein Buch zu vertiefen. Da nach seiner Erfahrung solche beharrliche Gäste es meist auf eine der wertvollen Orchideen abgesehen hatten, nahm er das Mädchen schärfer aufs Korn und erlachte sie schon beim

nächstenmal, ihr Ziel war allerdings keine Orchidee, sondern eines der unheimlichsten Tropengewächse:

Sie machte, als sie sich unbeobachtet glaubte, rasch drei Schritte zu dem dunkelgrünen Bäumchen, an dem eine gelbe Holztafel mit der Bezeichnung „Antiaris toxicaria“ hing.

„Antiaris toxicaria“ ist die berühmte, javanische Pfeilgiftpflanze, deren Blätter ein unbedingt tödlich wirkendes Gift enthalten. Jahrelang hatte das unscheinbare Gewächs zwischen den Orchideen gestanden und kein Mensch hatte von seiner Existenz gewußt, bis anlässlich einer Azaleenschau der Bericht eines Botanikers erschien, der auf das Kuriosum hinwies, daß das Schönbrunner Palmenhaus zwischen seiner Orchideenpracht einer der gefährlichsten Todespflanzen beherberge und eine ausführliche Beschreibung der Wirkung dieses Giftes gab.

Der Aufseher hatte diesen Bericht gelesen und wußte jetzt, daß die junge Dame die erste Abnehmerin von kostbarem Pflanzengift war!

Ihre Absicht ging aber diesmal fehl, denn sie wurde durch neu eintretende Besucher gestört und verschwand.

Als sie am nächsten Nachmittag wieder erschien, war weder der Aufseher, noch ein Besucher zu sehen. Sie benützte sofort die günstige Gelegenheit, war rasch bei der „Antiaris toxicaria“, riß einige Blätter ab, stopfte sie in ihr Täschchen und verließ fluchtartig das Palmenhaus.

Nach einer Stunde saß die blonde Else in ihrem Zimmer und hielt schluchzend eine lange Nadel in der Hand, die sie in den graugrünen Saft der Blätter tauchte. Sie hatte mit der ganzen unvernünftigen Leidenschaft ihrer neunzehn Jahre mit dem Leben abgerechnet und war fest entschlossen, ihren Verlobten zu töten und ihm dann zu folgen.

Der Grund für diesen tragischen Entschluß: Sie war Walter darauf gekommen, daß er mit ihrer Freundin Gerda eine Verabredung hatte! —

So saß sie schluchzend und präparierte die Nadel mit dem Todesgift, widelte sie dann sorgfältig in ihr winziges Taschentüchlein und nahm von ihrem netten, kleinen Zimmer Abschied.

Um sieben Uhr wartete sie mit rasendem Herzklopfen vor dem Kino und mußte alle Energie zusammennehmen, um Walter harmlos zu begrüßen. Der ahnungslose Todeskanndidat hielt, als der Film begann, zärtlich Elses zitternde Hand, fragte besorgt, ob sie erkältet sei, fühlte als Antwort plötzlich einen heftigen Stich im Daumen, hörte Else neben sich wild aufschluchzen und führte sie bei Sazz durch die Dunkelheit zum Ausgang. Else klammerte sich verzweifelt an ihn, konnte vor Aufregung nicht sprechen, stammelte wirt von Tod und Sterben, Walter hatte Mühe, sie bis zum nächsten Auto zu bringen und es verging eine gute Stunde, bis er endlich wußte, was es mit dem Stich in seinen Daumen für Bewandnis habe.

Er erschrak jetzt unbändig, begann sich dann und stellte aufatmend fest, daß weder sein, noch Elses Stich eine Schwellung aufwies. Da Pfeilgifte binnen kürzester Zeit tödlich wirken, erschien ihm, der sich vollkommen wohl fühlte, die ganze Angelegenheit nun eher als geschickte Komödie seiner eifersüchtigen Braut und er lehnte es trotz ihrer Bitten entschieden ab, einen Arzt zu holen, um die Sache nicht noch mehr zu komplizieren.

Nach einer Stunde stellte er fest, daß er grimmigen Hunger habe und daß es höchste Zeit sei, um Abendbrot zu essen. Er bestand darauf, in ein benachbartes Restaurant zu gehen und überzeugte dort Else nach drei Schoppen Wein endgültig von der Sinnlosigkeit ihrer Furcht und der Grundlosigkeit ihrer Eifersucht und ließ sich beim Abschied von ihr das Versprechen geben, ihn nie wieder im Kino in den Daumen zu stechen.

Else lag bis zum Morgen schlaflos und dankte Gott, daß sie nur drei Blätter abgerissen hatte, deren Wirkung nach ihrer Meinung glücklicherweise zu gering war.

In Wirklichkeit hätten drei Blätter der „Antiaris toxicaria“ vollkommen genügt, um das Lebenslämpchen der beiden jungen Leute für alle Ewigkeit zu löschen. Daß die geplante Tragödie sich nicht erfüllte, ist einzig dem klugen Aufseher Niederberger zu danken, der sofort nach dem Erscheinen jenes Berichtes über die Pfeilgiftpflanze die gelbe Tafel von dem tödlichen Gewächs abnahm und sie einfach an das benachbarte, harmlose Zimmbäumchen hing!

Er schlug damit der Wissenschaft und dem Liebeschmerz der blonden Else ein Schnippchen und die gefährliche „Antiaris toxicaria“ steht jetzt wieder unbeachtet und unauffindbar zwischen Orchideen, Teestrauchern und Bananen.

Volkmar T r o.